

Dann bin ich tot?

Ich hätte mich nicht gefürchtet, wenn sie gedroht hätte, mich wegzuschicken. Aber tot sein? Das wollte ich mir nicht vorstellen. Rasch schüttelte ich meinen Lockenkopf. Angst schnürte mir die Kehle zu. Kein Sterbenswörtchen würde über meine Lippen kommen. Schließlich hatte ich Pläne für meine Zukunft. Wünsche, ein besseres Leben zu führen, ohne meine Peiniger.

»Ich verrate nichts«, schwor ich hektisch. Anna richtete ihren Blick ins Leere und zog weiter an ihrer Zigarette. Zwischen ihren Knien hielt sie die Tüte mit meinen Anzihsachen. Ich hatte Durst, aber ich wagte nicht, nach einer Brause zu fragen, die im Kiosk nebenan zum Verkauf angeboten wurde. Während wir auf den nächsten Bus warteten, rauchte Anna drei weitere Glimmstängel. Dann fuhr endlich der von mir ersehnte Bus vor.

Unterwegs starrte ich aus dem Fenster und ließ die Landschaft an mir vorbeisausen. Ich zuckte zusammen, als Anna mich anstieß und aufforderte auszusteigen.

Am Morgen meiner Einschulung musste ich meinem Vater das neu erworbene Kleid vorführen. Ängstlich trat ich vor ihn hin und drehte mich nach seiner Aufforderung im Kreis. Missbilligend betrachtete er mich, und mir lief eine Gänsehaut über den Rücken.

»Viel Geld für etwas, das dich nicht unbedingt hübscher macht«, brummte er abfällig. Nun, dass ich hässlich war, wusste ich inzwischen. Der liebe Gott war in dieser Hinsicht nicht gerade großzügig mit mir umgegangen. Vielleicht war das der Grund, weshalb mein Stiefvater mich verachtete? Eine Tatsache, die ich mit sechs Jahren nicht ändern konnte, sondern nur hinnahm. Aber wenn ich es richtig verstanden hatte, würde ich dieses Haus verlassen, um in eine Schule zu gehen. Für den Augenblick fasste ich Mut.

Überrascht stellte ich fest, dass die Schule nur einige Straßen von unserem Hof entfernt war. Viele Kinder in meinem Alter riefen aufgeregt durch die Klassenräume. Jedes trug eine bunte Schultüte mit Glitzeraufklebern und Schleifen. Meine war aus Zeitungspapier zusammengerollt, und der Inhalt bestand aus Obst, das meine Mutter im Garten gesammelt hatte. Aber das störte mich nicht weiter, bedeutete doch mein erster Schultag, dass ich nicht mehr im Haus meiner Eltern wohnen musste. Dachte ich.

Ich fühlte mich glücklich. Meine Lehrerin Fräulein Dankward schien zwar sehr streng, aber ich glaubte, mich nicht fürchten zu müssen. Die Eltern kamen der Aufforderung nach und verließen das Klassenzimmer. Innerlich jubelte ich. Denn von nun an würde ich keine Schläge aushalten müssen.

Wie vom Blitz getroffen hockte ich wenig später in der Schulbank, als die Lehrerin verkündete, dass der erste Unterrichtstag beendet sei und wir nun nach Hause gehen dürften. Was hatte das zu bedeuten? Ich verstand die Welt nicht mehr. Morgen durfte ich wiederkommen? Es dauerte eine Weile, bis ich begriff. Die Schule fand nur vormittags statt und war nicht mein neues Heim.

Mit hängendem Kopf ging ich zu Fuß zum Hof meiner Eltern, zurück zu meiner Folterkammer. Die Riemen meines Tornisters gruben sich in meine Schultern. Ich

trug eine Last, die nicht nur der Tasche zuzuschreiben war, eine seelische Pein, die ich kaum zu bewältigen vermochte. Mir wurde klar, Welch langer Weg noch vor mir lag.

Ach, wäre ich doch schon erwachsen.

Mit schleppenden Schritten schlich ich nach Hause. Schon beim Betreten der Hofzufahrt überkam mich ein beklemmendes Gefühl. Dann hörte ich ein schrilles Quietschen. Ich beschleunigte meine Schritte, mein Herz schlug alarmiert in der Brust. Was ging hier vor? Die Geräusche wurden lauter, dann verstummten sie abrupt. Ich rannte um das Stallgebäude herum und erstarrte. Mein Stiefvater schlachtete die Kaninchen. Ohne sie vorher zu betäuben, stach er sie mit dem Messer nieder, sodass sie qualvoll verenden mussten. Er stand in einer großen Blutlache.

»Nein!«, schrie ich. »Nicht meinen Felix!« Panisch rannte ich zu den Boxen, in denen die Tiere untergebracht waren. Alle waren leer.

Ich zuckte zusammen, als mein Stiefvater plötzlich hinter mir stand. Instinktiv hielt ich mir zum Schutz beide Arme über den Kopf.

»Hab ich dir nicht gesagt, du sollst dich nicht an die Viecher gewöhnen? Die gehören nun mal in den Kochtopf.«

Als ich mich umwandte und in seine bösen Augen schaute, zuckte mein Körper krampfartig. Ich konnte mich nicht beruhigen, in meiner Wut schrie ich ihn an: »Du Mörder!«

Für meinen geliebten Felix legte ich mich sogar mit ihm an, doch sollte ich meinen Ausbruch bald bereuen. Mein Stiefvater lachte höhnisch. Er schüttelte mich brutal, bis ich in den Dreck fiel. Dann zog er den Gürtel aus seiner Hose. Die Sorge um mein schönes Kleid verflüchtigte sich in dem Moment, als der Gürtel meinen Körper traf.

»Dir werde ich schon noch Benehmen einprägen, und dein Felix brutzelt im Ofen.« Er sprach abgehackt und musste zwischendurch Luft holen, um den Gürtel durch die Luft sausen zu lassen, der ein weiteres Mal erbarmungslos auf meinem zitternden Leib landete. »Du hast dein neues Kleid schmutzig gemacht«, grölte er und holte wieder aus.

Er ließ erst von mir ab, als ich mein Gesicht leise wimmernd in den Dreck drückte. Ich fragte mich, ob ich ihm von Annas Zigaretten erzählen sollte. Ich wäre in diesem Moment sowieso am liebsten gestorben. Doch dann hörte ich, wie er seinen Ledergürtel zurück in die Hosenschlaufen schob. Ich hatte es geschafft. Er war fertig.

Oh, wie sehr ich ihn hasste. Eines Tages würde ich diese Rechnung begleichen, nahm ich mir vor. Nie zuvor hatte ich mich gegen meinen Stiefvater erhoben, und ich schwor mir, es nie wieder zu versuchen. Unsere Nutztiere würde ich von nun an links liegen lassen, damit mein Herz nicht noch mal vor Trauer brach. Ich schlich mich ins Haus, dort entledigte ich mich meiner verschmutzten Kleidung und verzog mich in meine Kammer. Die Striemen am Rücken brannten höllisch. Diese Zeugen einer unglücklichen Kindheit würden mich lebenslang begleiten.

Anna steckte den Kopf zur Tür herein. Mit ihrem Blick bedeutete sie mir, dass ich dem Mittagessen besser nicht fernbleiben sollte. Kraftlos krabbelte ich aus dem Bett, als es so weit war. Ich wusste, dass der schwarze Tag noch nicht vorbei war. Felix stand in Form eines Bratens auf dem Küchentisch. Mein Stiefvater würde mich zwingen, davon zu essen. Wie ich ihn doch hasste.

Die Schule wurde von da an mein Lichtblick. Ich begriff sehr schnell, wie wichtig Bildung war, um mich von meinen Eltern unabhängig zu machen. Zur Überraschung aller kam ich bestens im Unterricht zurecht und freute mich auf die Vormittage im Klassenraum. Mein Ziel behielt ich fest im Blick: mein Zuhause zu verlassen und nie wieder zurückkehren zu müssen.

Neujahrsmorgen

2014

Müde rieb ich mir die Augen. Sie brannten und tränkten leicht von der Nacht am Laptop. Ich streckte meine Glieder und klappte entschlossen den Rechner zu. Wie an jedem Neujahrsmorgen wollten Sophie und Lia auch heute zum Frühstück vorbeikommen. Ich blinzelte zur Uhr. Gleich zehn Uhr, in einer halben Stunde würden die Kinder da sein. Erstaunt stellte ich fest, dass ich die ganze Nacht geschrieben hatte. Ich strich leicht über den Deckel des PCs.

»Nun gut, ich schreibe wohl gerade meine Memoiren«, sagte ich zu mir selbst. »Auch eine Lösung für den bevorstehenden Ruhestand.«

Ob Sophie wohl so lange warten würde, bis ich damit fertig war? Ein langes Leben lag hinter mir, gespickt mit etlichen Tiefen und wenigen Höhepunkten. Und ich wünschte mir noch viele weitere Jahre, so viel war sicher. Schöne Jahre, so wie die Zeit mit Jack. Versonnen starrte ich auf den PC.

Er war wirklich auf der Party gewesen. Ob er wohl auch noch an mich dachte? Oder hatte er nach all den vergeblichen Versuchen, mich zu finden, irgendwann aufgegeben? Wem gehörte nun die grenzenlose Liebe, zu der nur er fähig zu sein schien?

Mit der flachen Hand strich ich über meine Nasenspitze. Bei unserer zweiten Begegnung hatte er mich dort berührt. Ich musste an seine leuchtenden Augen denken, die mich sofort in ihren Bann gezogen hatten. Unvergesslich. Ich lächelte beseelt. Das war ewig her, aber mein Herz klopfte immer noch schneller, wenn ich daran dachte.

Steif vom stundenlangen Sitzen raffte ich mich auf. Ich musste mich beeilen, wenn ich mit den Vorbereitungen für das Frühstück fertig werden wollte, ehe die Kinder kamen. Rasch putzte ich die Zähne und spritzte mir kaltes Wasser ins Gesicht. Das musste fürs Erste genügen. Ich schlüpfte aus dem Ballkleid und tauschte es gegen einen Hausanzug ein. Der rosa-graue Stoff schmeichelte meiner Haut.

Als Nächstes startete ich die Kaffeemaschine. Der Wachmacher war an diesem Morgen besonders wichtig. Ich hatte zwar früher in der Notfallchirurgie regelmäßig Nächte ohne Schlaf überstanden, aber das war lange her. Wann hatte ich zuletzt eine Nacht durchgemacht? Mir fiel nur diese eine besondere Nacht ein – in der Jack mir zeigte, wie es war, geliebt zu werden.

Mist, ich durfte nicht mehr an ihn denken! Warum nur war er auf dieser Party gewesen? Ich schüttelte die Gedanken an ihn ab. Das hatte in der Vergangenheit doch auch funktioniert. Ich musste mich nur konzentrieren und nicht verrückt machen.

Meine sonst so ruhigen Finger zitterten, als ich die Wurstplatte vorbereitete. Sophie liebte Salami, deswegen legte ich reichlich davon auf den Teller. Lia war eher die Käsetante. Ich zuckte zusammen, als die Türglocke schellte, dann beeilte

ich mich, den Türöffner zu betätigen. Das musste Sophie sein. Sie nahm wie jedes Mal die Treppe, weil sie keine Fahrstühle mochte. Jeden Moment musste auch meine Enkelin läuten. Sicherlich hatte Lia einen Bärenhunger im Gepäck, wie immer nach Partys.

Sophies Schuhe kündigten sie mit lautem Klacken an. Gegen die Tür gelehnt sah ich ihr entgegen. Die Stufen zum dritten Stock zu nehmen fiel auch meiner Tochter nicht leicht. Mit hochroten Wangen und offenem Mund blieb sie vor mir stehen.

»Puh, warum suchst du dir nicht eine Erdgeschosswohnung? Diese Treppen ...«

Ich küsste meine Tochter liebevoll auf die Wangen. »Ich mag keine Erdgeschosswohnungen, das weißt du doch. Warum nimmst du nicht den Fahrstuhl?«

Grinsend gab ich den Weg frei, und Sophie trat schnaufend ein.

»Ah, es duftet nach frischen Brötchen. Wie herrlich. Ich vermute, dass wir heute auf Lia verzichten müssen.« Sophie wirkte enttäuscht. »Ich glaube, sie hat einen über den Durst getrunken.«

Stirnrunzelnd sah ich sie an. »Lia?«, wiederholte ich gedehnt. Das war untypisch für meine Enkelin. »Hat sie irgendwelche Sorgen?«

»Ach was, ich vermute eher, dass sie verliebt ist.« Sophie kicherte.

»Das würde mich für sie freuen, aber muss sie deshalb so dem Alkohol zusprechen? So etwas passt nicht zu ihr.« Nachdenklich fuhr ich mit der Hand durch mein dichtes Haar.

»Mama, lass uns von anderen Dingen reden, mir bereitet das auch Kummer.« Sophie schälte sich aus ihrem Mantel und warf ihn achtlos auf die Garderobenbank. Mein Blick folgte dem fliegenden Kleidungsstück, doch ich ließ es dort liegen. Sophie war eben Sophie. Lange hatte ich versucht, ihren Ordnungssinn zu wecken. Doch alle Bemühungen dahingehend waren erfolglos gewesen. Inzwischen hätte mir sogar etwas gefehlt, wenn es anders gewesen wäre.

»Trotzdem schade.« Ich verbarg meine Enttäuschung nicht, war ich doch für mein Leben gern Oma, mit allem, was dazugehörte.

»Aber ist es heute nicht sogar besser, dass wir unter uns sind?« Sophie sah mich herausfordernd an.

Ich schwieg unbehaglich. Hoffentlich würde sie verstehen, warum ich jetzt noch nicht über meine Vergangenheit sprechen wollte. Es war nicht ratsam, mit Sophie vor dem Frühstück tiefere Gespräche zu führen.

Ich senkte den Blick und sagte schließlich: »Nein, ich finde, es geht euch beide etwas an. Lia ist auch ein Teil von mir.«

Sophie griff entschlossen zum Handy. »Ich pfeif sie mal ran. Nun muss sie auf jeden Fall herkommen.«

Ich legte die Hand auf Sophies Arm, ehe sie das Telefon ans Ohr heben konnte.

»Bitte, lass es. Ich erkläre es dir nach dem Frühstück.« Flehend sah ich sie an.

Sophie ließ das Handy sinken, und ich atmete erleichtert auf. Doch ihr misstrauischer Blick bohrte sich in mein Herz und ließ mein schlechtes Gewissen